

DAS GEMIEDENE HAUS

I

Selbst das größte Grauen entbehrt selten der Ironie. Manchmal mischt sie sich unmittelbar in den Gang der Ereignisse, manchmal aber auch entspringt sie lediglich den Verbindungen, die zwischen Menschen und Orten geknüpft werden. Als Paradebeispiel für die letztere Spielart mag ein Fall aus der alten Stadt Providence dienen, wo in den späten vierziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts Edgar Allan Poe während seiner vergeblichen Werbung um die begabte Dichterin Mrs Whitman häufig Aufenthalt nahm. Für gewöhnlich stieg Poe im Mansion House an der Benefit Street ab – dem früheren Golden Ball Inn, unter dessen Dach Washington, Jefferson und Lafayette gewelt haben – und sein Lieblingsspaziergang führte über ebendiese Straße in nördliche Richtung zu Mrs Whitmans Haus und dem benachbart am Hügel ruhenden St. John's Friedhof, dessen versteckt gelegene Ansammlung von Grabsteinen aus dem achtzehnten Jahrhundert eine eigentümliche Anziehungskraft auf ihn ausübte.

Folgendes ist nun die Ironie dabei. Auf diesem Spazierweg, den er so oft zurücklegte, war der weltgrößte Meister des Grauensvollen und Bizarren genötigt, an einem bestimmten Haus an der Ostseite der Straße vorüberzugehen; einem heruntergekommenen altertümlichen Bauwerk, das auf dem steil ansteigenden Seitenhügel kauerte, mit einem weitläufigen ungepflegten Hof aus Tagen, als diese Gegend zum Teil noch freies Feld gewesen war. Es hat nicht den Anschein, als habe er jemals davon gesprochen oder darüber geschrieben, kein Anhaltspunkt spricht dafür, dass er überhaupt davon Notiz nahm. Für die beiden Menschen, die gewisse Informationen besitzen, erreicht

oder überbietet dieses Haus an Grauenhaftigkeit dennoch die kühnsten Fantasien dieses Genies, das so häufig unwissentlich daran vorbeispazierte – und düster lauernd steht es als ein Sinnbild all dessen, das unsagbar schrecklich ist.

Dem Haus haftete – und haftet übrigens noch immer – etwas an, das bei Neugierigen Interesse weckt. Ursprünglich ein Bauernhof oder ein teilweise landwirtschaftlich genutztes Gebäude, spiegelte es die durchschnittliche koloniale Architektur Neu-Englands aus der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts wider – ein stattlicher Bau mit Spitzdach, zwei Stockwerken und gaubenloser Mansarde, mit dem georgianischen Hauseingang und der hölzernen Innentäfelung, die der geschmackliche Fortschritt jener Zeit verlangte. Es blickte mit einem Giebel nach Norden, wobei es bis zu den unteren Fenstern im östlich aufragenden Hügel begraben war, während die andere Giebelseite frei bis zum Fundament zur Straße hin lag. Man hatte es errichtet, nachdem die Straße in jener Gegend planiert und begradigt worden war, denn die Benefit Street – die zunächst noch Back Street geheißen hatte – war einst als Feldweg angelegt worden, der sich zwischen den Begräbnisplätzen der ersten Siedler hindurchgeschlängelt hatte und dessen Begradigung erst erfolgte, als die Umbettung der Toten in den Nordfriedhof es ohne Verletzung der Pietät gestattete, eine Schneise durch die alten Familiengrabstätten zu legen.

Anfangs hatte sich die westliche Hausmauer gut sechs Meter von der Straße entfernt auf einer abschüssigen Rasenfläche erhoben; doch eine Verbreiterung der Straße, etwa zur Zeit der Revolution, hatte den größten Teil des trennenden Zwischenraums abgeschnitten und die Fundamente bloßgelegt, sodass eine Grundmauer aus Backstein hochgezogen werden musste, die dem tiefen Keller eine Straßenfront mit einer Tür und zwei Fenstern oberhalb des Bodenniveaus verlieh, dicht an der neuen Streckenführung des öffentlichen Verkehrs. Als vor hundert Jahren der Gehsteig angefügt wurde, fielen auch die letzten trennenden Meter weg; und Poe muss auf seinen Spaziergängen nichts als eine bloße Auftürmung öden grauen Zie-

gelwerks erblickt haben, direkt an den Gehsteig stoßend und in drei Metern Höhe überragt von der uralten, schindelbedeckten Masse des eigentlichen Hauses.

Das farmähnliche Anwesen reichte rückwärtig weit den Hang hinauf bis fast zur Wheaton Street. Das Gelände südlich des Hauses, das an die Benefit Street grenzte, lag natürlich deutlich oberhalb des Bürgersteigniveaus und bildete eine Terrasse, die von einer hohen Stützmauer aus feuchten, moosgrünen Steinen befestigt wurde, durch die sich eine steile Flucht schmaler Stufen ihren Weg bahnte und zwischen schluchtartigen Begrenzungsflächen einwärts zum oberen Bezirk mit welchem Rasen, schiefen Backsteinmauern und ungepfligten Gärten führte. Mit den umgestoßenen Zementvasen, rostzerfressenen Kesseln, die von ihren Dreifüßen aus Knotenstöcken heruntergefallen waren, und ähnlichem Plunder bildete dies eine passende Kulisse für die verwitterte Eingangstür mit dem zersplitterten Fächerfenster, den bröckelnden ionischen Säulen und dem wurmzernagten dreieckigen Ziergiebel.

Was ich in meiner Jugend über das gemiedene Haus hörte, war lediglich, dass darin Menschen in erschreckend großer Zahl starben. Dies, so erfuhr ich, sei der Grund gewesen, warum die Erbauer und Erstbesitzer des Anwesens gut zwanzig Jahre nach seiner Fertigstellung ausgezogen waren. Es war einfach ungesund, vielleicht wegen der Feuchtigkeit und des Schwammbefalls im Keller, des *durchdringenden* üblen Geruchs, des Luftzugs in den Gängen und Fluren oder der Ungenießbarkeit des Wassers aus dem Pumpbrunnen. Diese Dinge waren schlimm genug, und sie waren alles, was bei meinen Bekannten Glauben fand. Erst die Notizbücher meines Onkels, des Altertumsforschers Dr. Elihu Whipple, enthüllten mir *in extenso* die dunkleren, vageren Vermutungen, die einen verstohlenen Strom volkstümlicher Überlieferungen unter den Dienstboten und dem einfachen Volk früherer Tage bildeten, Vermutungen, die niemals weit kursierten und die größtenteils schon vergessen waren, als Providence zu einer Metropole mit hektischen, modernen Einwohnern anwuchs.

Unumstößliche Tatsache ist, dass das Gebäude von den gediegeneren Gesellschaftskreisen niemals wirklich als ›Spukhaus‹ angesehen wurde. Geschwätz über rasseln- de Ketten, eisige Luftzüge, ausgeblasene Lichter oder Gesichter an den Fenstern kursierte nicht. Zum Extrem neigende Menschen behaupteten manchmal, das Haus sei »vom Unglück heimgesucht«, aber mehr sagten sogar sie nicht. Was tatsächlich außer Frage stand, ist, dass eine beängstigende Anzahl von Menschen dort starb; oder genauer gesagt: gestorben *war*, denn seit einigen seltsamen Vorkommnissen vor über sechzig Jahren stand das Gebäude leer, weil es sich einfach nicht mehr vermieten ließ. Alle diese Menschen waren dem Leben nicht plötzlich durch irgendeine akute Todesursache entrissen worden. Vielmehr hatte es den Anschein, als litten sie unter einem schleichenden Entzug der Lebensenergie, sodass jeder von ihnen früher als vorherbestimmt an irgendeiner scheinbar natürlichen Krankheit verschied. Und jene, die nicht starben, offenbarten mehr oder weniger stark eine Art Blutarmut oder Schwindsucht und manchmal auch einen Verfall der geistigen Kräfte, was nicht gerade für die Bekömmlichkeit des Gebäudes sprach. Es muss hinzugefügt werden, dass die Häuser in der Nachbarschaft vollkommen frei von solchen abträglichen Eigenschaften waren.

So viel war mir bekannt, ehe meine beharrlichen Fragen meinen Onkel dazu brachten, mir die Notizbücher zu zeigen, die uns beide schließlich zu unserer schrecklichen Nachforschung veranlassten. In meiner Kindheit war das gemiedene Haus unbewohnt gewesen, mit kahlen, knorrigen und grässlich alten Bäumen, unnatürlich bleichem Gras und albraumhaft missgeformtem Unkraut auf dem hochgelegenen Terrassengarten, wo sich niemals Vögel niederließen. Wir Jungen trieben uns häufig dort herum, und ich erinnere mich noch gut meines kindlichen Schreckens nicht nur angesichts der morbiden Fremdartigkeit der unheimlichen Vegetation, sondern auch wegen der schaurigen Atmosphäre und dem Geruch des baufälligen Hauses, durch dessen unverschlossene Eingangstür wir uns häufig

vorwagten, um uns zu gruseln. Die Scheiben der kleinen Fenster waren zum größten Teil zerbrochen, und eine unbeschreibliche Aura der Verlassenheit lastete auf den rissigen Wandvertäfelungen, den wackligen Rollläden, der sich abschälenden Tapete, dem bröckelnden Verputz, den morschen Treppen und den Überresten der kaputten Möbel, die noch vorhanden waren. Staub und Spinnweben verstärkten die gespenstische Stimmung; und als wirklich mutig galt der Junge, der freiwillig die Leiter zum Speicher erklimmte, einem riesigen, von Dachsparren gerippten Schlauch, erhellt nur durch winzige blinzeln- de Fenster an den Giebelenden und angefüllt mit einem Haufen zertrümmerter Truhen, Stühle und Spinnräder, die unter den Staub- und Schmutzschichten endloser Jahre der Lagerung monströse und höllische Formen angenommen hatten.

Doch im Grunde war der Dachspeicher gar nicht mal der gruseligste Teil des Hauses. Der dumpfe, feuchte Keller war am schaurigsten. Auf unbestimmte Art weckte er den allerstärksten Abscheu in uns, obwohl er zur Straße hin ganz offen lag, mit einer von Fenstern durchbrochenen Ziegelmauer und einer dünnen Tür, die ihn vom belebten Gehsteig abgrenzte. Wir wussten nicht recht, ob wir ihn um des unheimlichen Kitzels willen aufsuchen oder unseren Seelen und unserer geistigen Gesundheit zuliebe meiden sollten. Zum einen war der üble Geruch des Hauses dort am stärksten; und zum anderen gefielen uns die weißen Pilzgewächse nicht, die zuweilen bei regnerischem Sommerwetter aus dem festgestampften erdenen Kellerboden sprossen. Diese Gewächse, ebenso grotesk wie die Pflanzenwelt des Außenhofs, waren wirklich widerwärtig anzuschauen: ekelhafte Parodien von Fliegenpilz und Fichtenspargel, wir hatten dergleichen nie zuvor gesehen. Sie verfauten schnell und begannen, ab einem bestimmten Entwicklungsstadium schwach zu phosphoreszieren, deshalb sprachen nächtliche Passanten manchmal von Irrlichtern, die hinter den zerbrochenen Scheiben der Gestank verströmenden Fenster glommen.

Niemals – auch nicht in unserer übermütigsten Halloweenlaune – gingen wir bei Nacht in diesen Keller, doch konnten

wir während einiger unserer Besuche bei Tageslicht die erwähnte Phosphoreszenz beobachten, vor allem an trüben und nassen Tagen. Es gab auch ein weniger fassliches Phänomen, das wir oftmals zu beobachten meinten – es handelte sich in der Tat um eine überaus seltsame, uneindeutige Sache. Ich meine ein verschwommenes weißes Muster auf dem schmutzigen Boden, eine sich bewegende Ablagerung von Schimmel oder Salpeter, deren Ursprung wir manchmal zwischen den spärlichen Pilzgewächsen nahe der großen Feuerstelle des Kellergeschosses vage auszumachen glaubten. Zeitweilig erinnerte uns dieser Fleck in unheimlicher Weise an eine zusammengekrümmte menschliche Gestalt, obwohl eigentlich keine derartige Ähnlichkeit existierte, und oftmals gab es überhaupt keine weißliche Ablagerung.

An einem regnerischen Nachmittag, als dieses Trugbild erstaunlich deutlich auftrat, und als ich darüber hinaus glaubte, den Anblick einer dünnen, gelblichen, schimmernden Ausdünstung erhascht zu haben, die von dem Salpetermuster in den gähnenden Kamin aufstieg, sprach ich meinen Onkel auf die Sache an. Er lächelte über diese sonderbare Einbildung, doch schien er sich mit diesem Lächeln auch an etwas zu erinnern. Später hörte ich, dass eine vergleichbare Beobachtung Eingang in einige der überspannten alten Geschichten des einfachen Volkes gefunden hatte – eine Beobachtung, die in entsprechender Weise auf ghouliche, wölfische Formen anspielte, die im Rauch aus dem großen Schornstein erkennbar sein sollten, und auf absonderliche Umrisse, die der verschlungene Wuchs einiger Baumwurzeln anzudeuten schien, die sich durch die losen Steine des Fundaments einen Weg in den Keller gesucht hatten.

II

Erst als ich erwachsen war, machte mein Onkel mir die Aufzeichnungen und Unterlagen zugänglich, die er über das gemiedene Haus gesammelt hatte. Dr. Whipple war ein sachlich

denkender, konservativer Arzt der alten Schule, und trotz seines Interesses an diesem Ort strebte er nicht danach, die Gedanken eines jungen Menschen auf das Anormale zu lenken. Seine eigene Ansicht, die einfach von einem Gebäude und Grundstück mit auffällig ungesunden Eigenschaften ausging, hatte nichts mit dem Anormalen zu tun; und doch erkannte er, dass der romantische Aspekt des Ganzen, der sein eigenes Interesse geweckt hatte, die rege Fantasie eines jungen Mannes zu allerlei schauerlichen Gedankenverknüpfungen anstiften würde.

Der Doktor war Junggeselle; ein weißhaariger, glatt rasierter, altmodischer Gentleman und ein Lokalhistoriker von Ruf, der oftmals eine Lanze mit solch streitbaren Hütern der Tradition wie Sidney S. Rider und Thomas W. Bicknell gebrochen hatte. Er und sein einziger Diener bewohnten ein georgianisches Heim mit Türklopfer und eisernen Treppengeländern, das am steilen Gefälle der North Street beunruhigend um Gleichgewicht rang, direkt neben dem alten Gerichts- und Verwaltungsgebäude, in dem sein Großvater – ein Cousin jenes gefeierten Kaperfahrers Captain Whipple, der 1772 Seiner Majestät bewaffneten Schoner *Gaspee* in Brand setzte – bei der gesetzgebenden Versammlung vom 4. Mai 1776 für die Unabhängigkeit der Kolonie Rhode Island gestimmt hatte. In der klammen Bibliothek mit der niedrigen Decke, den modrigen weißen Paneelen, dem schweren, geschnittenen Kaminaufsatz und den kleinen, von Weinlaub beschatteten Fenstern umgaben ihn die Erinnerungsstücke und schriftlichen Zeugnisse seiner alteingesessenen Familie, darunter zahlreiche Andeutungen bezüglich des gemiedenen Hauses in der Benefit Street. Dieser versuchte Ort liegt nicht weit von dort entfernt – denn die Benefit Street verläuft wie ein Gesims direkt oberhalb des Gerichtsgebäudes entlang der steilen Hügelflanke, an der die erste Ansiedlung emporwuchs.

Als mein ständiges Drängen zu guter Letzt meinem Onkel die sorgsam gehüteten Informationen entlockt hatte, die ich haben wollte, lag eine wirklich sonderbare Chronik vor mir. Umständ-

lich, statistisch und ermüdend genealogisch wie manches von den Dokumenten war, durchzog sie doch ein roter Faden von beharrlich brütendem Grauen und unnatürlicher Bosheit, die mich noch mehr als den guten Doktor beeindruckte. Einzelne Vorfälle standen auf einmal in einem unheimlichen Zusammenhang und vermeintlich unbedeutende Einzelheiten bargen einen Fundus abscheulicher Möglichkeiten.

Eine neue und brennende Neugier erwachte in mir, verglichen mit der meine jungenhafte Neugierde vergangener Tage matt und einfältig anmutete. Die ersten Enthüllungen führten zu einer erschöpfenden Recherche und letzten Endes zu der grauenge tränkten Nachforschung, die sich als so verhängnisvoll für mich und die meinen erwies. Denn mein Onkel bestand darauf, an der Untersuchung mitzuwirken, die ich in Angriff genommen hatte, und nach einer gewissen Nacht in jenem Haus verließ er es nicht mehr mit mir. Ich bin einsam ohne diese gütige Seele, deren lange Lebensjahre nur von Anstand, Tugend, Taktgefühl, Wohlwollen und Gelehrsamkeit bestimmt gewesen waren. Ich habe zu seinem Gedenken eine Marmor-Urne für den St. John's Friedhof gestiftet – den Ort, den Poe liebte – jenen verborgenen Hain gewaltiger Weiden an der Hügelseite, wo Gräber und Grabsteine sich still unter der altersgrauen Steinmasse der Kirche und der Häuser und der Stützmauern der Benefit Street drängen.

Die Geschichte des Hauses, die mit einem Durcheinander an Daten beginnt, offenbarte keine Spur des Unheilvollen, weder in Bezug auf seine Errichtung noch bezüglich der wohlhabenden und ehrbaren Familie, die es erbaute. Und doch zeigte sich von Beginn an ein Anflug des Verhängnisvollen, der schnell eine unheilvolle Kraft gewann. Die gewissenhaft zusammengestellten Aufzeichnungen meines Onkels begannen mit der Grundsteinlegung im Jahre 1763 und verfolgten das Thema ungewöhnlich detailreich. Das gemiedene Haus, so scheint es, wurde zuerst von William Harris und seiner Frau Rhoby Dexter bewohnt sowie deren Kindern Elkanah, geboren 1755, Abigail, geboren 1757, William jr., geboren 1759, und Ruth, geboren

1761. Harris war ein achtbarer Kaufmann und Seefahrer im Westindienhandel und geschäftlich verbunden mit der Firma von Obadiah Brown und Neffen. Nach Browns Tod im Jahre 1761 ernannte ihn die neue Firma von Nicholas Brown & Co. zum Kapitän der 120-Tonnen-Brigg *Prudence*, die aus einer Werft in Providence stammte, was ihm ermöglichte, den neuen Familienwohnsitz zu bauen, von dem er seit seiner Heirat stets geträumt hatte.

Die von ihm erwählte Lage – ein vor Kurzem begradigter Abschnitt der neuen und vornehmen Back Street, die entlang der Hügelflanke oberhalb der dichtbesiedelten Cheapside verlief – konnte wünschenswerter nicht sein, und das fertige Bauwerk wurde dem Standort gerecht. Es war das Beste, was sich mit seinen bescheidenen Mitteln erreichen ließ, und Harris beeilte sich einzuziehen, ehe seine Frau das von der ganzen Familie erwartete fünfte Kind zur Welt brachte. Dieses Kind, ein Knabe, wurde im Dezember geboren; er war tot – ganze anderthalb Jahrhunderte lang sollte in diesem Haus kein einziges Kind lebend entbunden werden.

Im folgenden April erkrankten die Kinder und noch vor Monatsende starben Abigail und Ruth. Dr. Job Ives' Diagnose lautete Kindfieber, obwohl andere behaupteten, es habe sich eher um schlichtes körperliches Siechtum oder Dahinschwinden gehandelt. Die Sache schien auf jeden Fall ansteckend; denn Hannah Bowen, eine von zwei Bediensteten, starb im folgenden Juni auf die gleiche Weise. Eli Lideason, der andere Diensthote, klagte ständig, dass er erschöpft sei – und er wäre auf die Farm seines Vaters in Rehoboth zurückgekehrt, hätte er nicht unversehrt eine zärtliche Neigung zu Mehitabel Pierce gefasst, die als Hannahs Nachfolgerin eingestellt worden war. Er starb im Jahr darauf: wahrlich ein trauriges Jahr, denn es brachte auch den Tod von William Harris, dessen Konstitution im Klima von Martinique angegriffen worden war, wo berufliche Pflichten ihn während der zurückliegenden Dekade über längere Zeiträume festgehalten hatten.

Die verwitwete Rhoby Harris erholte sich nie von dem Schock,

den sie durch den Verlust ihres Mannes erlitten hatte, und als ihr Erstgeborener Elkanah zwei Jahre später starb, versetzte dies ihrem Verstand den Todesstoß. Anno 1768 fiel sie einer milden Form des Wahnsinns anheim, worauf man sie in den oberen Teil des Hauses verbannte.

Inzwischen war ihre ältere, unverheiratete Schwester, Mercy Dexter, eingezogen, um die Familie zu versorgen. Mercy war eine einfache, grobknochige Frau und sehr kräftig – und doch verschlechterte sich ihre Gesundheit seit dem Tag ihrer Ankunft sichtlich. Sie hing sehr an ihrer unglücklichen Schwester und hegte zu ihrem einzigen überlebenden Neffen William eine besondere Neigung, der sich von einem kräftigen Kind in einen kränkenden, spindeldürren Knaben verwandelt hatte. In diesem Jahr starb die Dienstmagd Mehitabel, und der zweite Diener, Preserved Smith, kündigte ohne vernünftige Erklärung – er erzählte allerdings einige wüste Geschichten und beschwerte sich über den Geruch des Hauses, den er nicht gut vertrage.

Es dauerte einige Zeit, bis Mercy endlich neue Dienstboten fand, denn die sieben Todesfälle und der eine Fall von Wahnsinn, die alle innerhalb eines Zeitraums von fünf Jahren eingetreten waren, hatten die Welle von Klatschgeschichten ausgelöst, die später so bizarre Formen annahm. Schließlich jedoch warb sie Personal von außerhalb der Stadt an; Ann White, eine mürrische Frau aus jenem Teil North Kingstowns, der nun den Amtsbezirk Exeter bildet, sowie einen tüchtigen Mann aus Boston namens Zenas Low.

Es war Ann White, mit der das düstere Getratsche erstmals greifbare Züge gewann. Mercy hätte es besser wissen sollen, als jemanden aus der Gegend um Nooseneck Hill in Dienst zu nehmen, denn jener abgelegene, rückständige Landesteil war damals, wie auch heute, die Brutstätte des unerfreulichsten Aberglaubens. Noch im Jahre 1892 exhumierte eine Gemeinde in Exeter einen Leichnam und verbrannte feierlich das Herz, um vermeintliche, der öffentlichen Gesundheit und dem allgemeinen Frieden abträgliche Heimsuchungen zu unterbinden, und man kann sich unschwer die vorherrschende Geisteshaltung

jenes Landstrichs im Jahre 1768 ausmalen. Anns Zunge war in unheilvoller Bewegung, und nach wenigen Monaten setzte Mercy sie vor die Tür und vergab ihre Stelle an eine treue und liebenswerte Amazone aus Newport, Maria Robbins.

Inzwischen verlieh die bedauernswerte Rhoby Harris in ihrem Wahnsinn Träumen und Trugbildern der scheußlichsten Sorte hörbaren Ausdruck. Zuweilen waren ihre Schreie unerträglich und lange Zeit formten ihre Stimmbänder kreischende Schrecken, die ihren Sohn manchmal zwangen, bei seinem Cousin Peleg Harris in der Presbyterian Lane nahe dem neuen Universitätsgebäude Unterkunft zu suchen. Nach diesen Gastaufenthalten schien der Junge immer sichtlich gekräftigt, und wäre Mercy so klug gewesen, wie sie wohlmeinend war, hätte sie ihn dauerhaft bei Peleg einquartiert.

Was genau Mrs Harris während ihrer Tobsuchtsanfälle hinausschrie, hält die Überlieferung vornehm zurück – oder verbreitet vielmehr derart übertriebene Darstellungen, dass sie sich dank ihrer schieren Absurdität von selbst erledigen. Es kann ja nur absurd klingen, wenn man hört, dass eine Frau, die nur bruchstückhafte Kenntnisse des Französischen besitzt, oftmals stundenlang in einem vulgären Dialekt dieser Sprache brüllte, oder dass dieselbe Person, allein im Zimmer, aber unter Beobachtung, heftig über ein Etwas klagte, das sie anstarre, sie beiße und an ihr kaue.

Im Jahre 1772 starb der Diener Zenas, und als Mrs Harris davon hörte, lachte sie mit einer schockierenden Begeisterung, die überhaupt nicht zu ihr passte. Im folgenden Jahr starb sie selbst und wurde auf dem North Burial Ground neben ihrem Gatten beerdigt.

Als 1775 der Krieg gegen Großbritannien ausbrach, gelang es William Harris trotz seiner jungen sechzehn Jahre und schwachen körperlichen Verfassung, in die Erkundungstruppen unter General Greene einzutreten; und von da an erfreute er sich stets zunehmender Gesundheit und wachsenden Ansehens. Anno 1780, er war Hauptmann der Rhode-Island-Truppen unter Colonel Angell, heiratete er Phebe Hetfield aus Elisabeth-

town, die er nach seiner ehrenhaften Entlassung im folgenden Jahr nach Providence brachte.

Die Heimkehr des jungen Soldaten war kein Ereignis von ungetrübter Freude. Das Haus, zugegeben, war noch immer in gutem Zustand; und die Straße war verbreitert und von Back Street in Benefit Street umbenannt worden. Doch Mercy Dexters ehemals robuste Natur hatte einen schmerzlichen und unerklärlichen Verfall durchlaufen, sodass sie nunmehr eine gebeugte und traurige Frau mit tonloser Stimme und erschreckend blass war – Symptome, die in unnatürlichem Ausmaß auch die einzige verbliebene Dienerin Maria aufwies. Im Herbst 1782 gebar Phebe Harris ein totes Mädchen und am fünfzehnten Mai des folgenden Jahres schied Mercy Dexter aus einem hilfsbereiten, anspruchslosen und rechtschaffenen Leben.

William Harris, nun endlich überzeugt von der durch und durch gesundheitsschädlichen Natur seines Heims, bereitete sich auf den Auszug vor und wollte das Haus für immer aufgeben. Während er mit seiner Frau ein Ausweichquartier im jüngst eröffneten Golden Ball Inn bezog, gab er den Bau eines neuen und schöneren Hauses in der Westminster Street in Auftrag, die zum wachsenden Teil der Stadt am anderen Ende der Great Bridge gehörte. Dort wurde 1785 sein Sohn Dutec geboren; und dort wohnte die Familie, bis der vordringende Handel sie wieder über den Fluss und den Hügel zurück in die Angell Street trieb, ins neuere Wohnviertel der East Side, wo der verstorbene Archer Harris 1876 seine teure, aber geschmacklose Mansardendach-Villa errichtete. William und Phebe erlagen beide der Gelbfieber-Epidemie von 1797, Dutec wurde indessen von seinem Cousin Rathbone Harris, Pelegs Sohn, aufgezogen.

Rathbone war ein praktisch veranlagter Mann und vermietete das Haus in der Benefit Street, entgegen Williams Wunsch, es leer stehen zu lassen. Er betrachtete es als Verpflichtung seinem Mündel gegenüber, aus dem Besitztum des Jungen das Beste herauszuholen, und er kümmerte sich wenig um die Todes- und

Krankheitsfälle, die einen so häufigen Wechsel der Bewohner bewirkt hatten, oder die beständig zunehmende Abneigung, mit der das Haus allgemein betrachtet wurde. Vermutlich empfand er nur Verdruss, als der Stadtrat ihm im Jahre 1804 auferlegte, wegen der viel diskutierten Tode von vier Menschen, mutmaßlich verursacht von der inzwischen abklingenden Fieberepidemie, das Anwesen mit Schwefel, Teer und Kampfer auszuräuchern. Es hieß, dem Ort hafte ein Fiebergeruch an.

Dutee selbst dachte wenig an das Haus, denn er fühlte sich zum Kapermatrosen berufen und diente im Krieg von 1812 mit Auszeichnung auf der *Vigilant* unter Captain Cahoone. Er kehrte unverletzt zurück, heiratete im Jahr 1814 und wurde in jener denkwürdigen Nacht des 23. September 1815 zum Vater, als ein mächtiger Sturm das Wasser der Bucht über die halbe Stadt peitschte und eine große Schaluppe weit die Westminster Street hinauftrieb, sodass ihre Masten fast an die Fenster des Harris-Hauses pochten, gleichsam als symbolische Bestätigung, dass der neugeborene Knabe, Welcome, der Sohn eines Seemanns war.

Welcome überlebte seinen Vater nicht, stattdessen war es ihm bestimmt, im Jahre 1862 bei Fredericksburg ruhmreich zu sterben. Weder ihm noch seinem Sohn Archer bedeutete das gemiedene Haus etwas anderes als ein Ärgernis, das sich um nahezu keinen Preis vermieten ließ – vielleicht aufgrund der Muffigkeit und des unerträglichen Gestanks verwahrlosten Alters. Es wurde tatsächlich nie mehr vermietet, nachdem sich eine Reihe von Todesfällen ereignet hatte, die ihren Höhepunkt 1861 erreichte und in den Kriegswirren nahezu ohne Echo blieb. Carrington Harris, letzter Spross der männlichen Linie, kannte das Haus lediglich als verlassenem und geradezu malerischen Kern lokaler Legenden, bis ich ihm von meinem Erlebnis erzählte. Er hatte vorgehabt, das Haus abzureißen und an seiner statt ein Apartmenthaus hochzuziehen, doch nach meinem Bericht entschied er sich nun, es stehen zu lassen, mit Wasserleitungen auszustatten und zu vermieten. Bislang hat er auch keine Schwierigkeiten gehabt, Mieter zu finden. Das Grauen ist verschwunden.

III

Es lässt sich leicht ermessen, welch starken Eindruck die Annalen der Harris-Sippe auf mich machten. In diesem fortlaufenden Bericht schien mir eine nachhaltige böse Macht zu brüten, die alles in den Schatten stellte, was die Natur, wie ich sie kannte, aufzubieten hatte; eine böse Macht, die klar ersichtlich mit dem Haus verknüpft war und nicht mit der Familie.

Dieser Eindruck wurde durch die ungeordnete Sammlung unterschiedlichster Hinweise meines Onkels bestärkt – Berichte, die beim Anhören von Dienstbotenklatsch niedergeschrieben wurden, Zeitungsausschnitte, Kopien von Sterbeurkunden aus dem Archiv von Arztkollegen und dergleichen mehr. Dieses Material hier vollständig vorzulegen ist nicht möglich, denn mein Onkel war ein unermüdlicher Altertumskundler und hegte ein tiefes Interesse an dem gemiedenen Haus. Doch möchte ich verschiedene wichtige Fakten anführen, die wegen ihrer Wiederholung in zahlreichen Berichten aus unterschiedlichen Quellen Aufmerksamkeit verdienen. So schrieb zum Beispiel der Dienstbotenklatsch dem pilzbefallenen und übelriechenden *Keller* des Hauses einmütig einen herausragenden Anteil des bösen Einflusses zu. Es hatte Hausangestellte gegeben – vor allem Ann White –, die sich weigerten, die Küche im Keller zu benutzen, und mindestens drei Aussagen bezogen sich konkret auf die gleichsam menschlichen oder teuflischen Umrisse, die Baumwurzeln oder Schimmelflecken in diesem Bereich bildeten. Besonders die letzteren Erzählungen interessierten mich aufgrund dessen, was ich in meiner Kindheit gesehen hatte, doch schien es mir, dass in jedem einzelnen Fall ihre Bedeutung durch Hinzufügungen aus dem üblichen Fundus lokaler Gespenstersagen stark beeinträchtigt worden war.

Ann White mit ihrem Exeter-Aberglauben hatte die spannendste und zugleich in sich schlüssigste Geschichte ausgestreut; sie deutete an, dass unter dem Haus ein Vampir begraben liegen müsse – einer jener Toten, die ihre körperliche Gestalt beibehalten und sich vom Blut oder Atem der

Lebenden nähren und deren grausige Legionen ihre Spukgestalten oder Geisterscheinungen bei Nacht nach Opfern aussenden. Um einen Vampir zu vernichten, so raten die Großmütter, müsse man ihn aus dem Grab zerren und sein Herz verbrennen, oder zumindest einen Pflock durch dieses Organ stoßen. Anns penetrante Forderung, unter dem Kellerboden nachzuforschen, war der Hauptgrund für ihre Entlassung gewesen.

Dennoch fanden ihre Geschichten breites Gehör und, weil das Haus tatsächlich auf einem Grundstück stand, das früher zu Begräbniszwecken gedient hatte, desto bereitwilligeren Glauben. Für mich waren sie weniger wegen dieses Umstandes von Interesse als aufgrund der merkwürdig passenden Art und Weise, in der sie sich zu gewissen anderen Aspekten fügten – der Beschwerde des scheidenden Dieners Preserved Smith, der vor Ann angestellt gewesen war und nie von ihr gehört hatte, dass ihm etwas bei Nacht den »Atem saugte«; den Sterbeurkunden der Fiebertoten des Jahres 1804 aus dem Archiv von Dr. Chad Hopkins, laut denen alle vier Verstorbenen einen unerklärlichen Blutmangel aufwiesen; und den rätselhaften Verbindungen in den Delirien der armen Rhoby Harris, als sie sich vor den scharfen Zähnen einer starräugigen, halb sichtbaren Erscheinung fürchtete.

Obzwar ich frei von törichtem Aberglauben bin, lösten diese Dinge einen sonderbaren Aufruhr in mir aus, noch verstärkt durch zwei weit auseinander datierende Zeitungsausschnitte, die von Todesfällen im gemiedenen Haus handelten – einer aus der *Providence Gazette and Country Journal* vom 12. April 1815 und der andere aus dem *Daily Transcript and Chronicle* vom 27. Oktober 1845. Beide gingen ausführlich auf einen außerordentlich grauenerregenden Umstand ein, dessen Übereinstimmung erstaunlich war. Wie es scheint, durchliefen in beiden Fällen die Sterbenden eine Verwandlung – 1815 eine lebenswürdige alte Dame namens Stafford und 1845 ein Schullehrer mittleren Alters namens Eleazar Durfee – auf eine grauenvolle Art und Weise; ihre Augen blickten starr und glasis

und sie versuchten, die betreuenden Ärzte in den Hals zu beißen.

Noch verwirrender jedoch waren die letzten Ereignisse, die der Vermietung des Hauses ein Ende setzten – eine Reihe von Todesfällen, verursacht durch Blutarmut. Allen waren Symptome fortschreitenden Wahnsinns vorangegangen, in dessen Verlauf die Patienten durchtrieben ausgeführte Mordanschläge auf ihre Verwandten verübten, indem sie sie an deren Hälsen oder Handgelenken verwundeten.

Dies geschah in den Jahren 1860 und 1861, als mein Onkel gerade seine Arztpraxis eröffnet hatte; und ehe er an die Front ging, hörte er viel darüber von seinen älteren Berufskollegen. Das wirklich Unerklärliche war die Art, in der die Opfer – ungebildete Menschen, denn an andere konnte das übelriechende und weithin gemiedene Haus nicht mehr vermietet werden – Verwünschungen auf Französisch brabbelten, einer Sprache, die sie unmöglich in nennenswertem Umfang erlernt haben konnten. Es erinnerte an die arme Rhoby Harris fast ein Jahrhundert zuvor und berührte meinen Onkel so sehr, dass er, nachdem er einige Zeit nach seiner Heimkehr aus dem Krieg von den Ärzten Dr. Chase und Dr. Whitmarsh einen Bericht aus erster Hand über die Ereignisse vernahm, damit begann, historische Informationen über das Haus zu sammeln.

Ich erkannte, dass mein Onkel gründlich über diese Sache nachgedacht hatte und sich nun über mein eigenes Interesse daran freute – ein aufgeschlossenes und gleichgesinntes Interesse, das es ihm ermöglichte, Dinge mit mir zu erörtern, über die andere nur gelacht hätten. Seine Fantasie war nicht so weit vorausgesperrt wie meine, doch fühlte er, dass dieser Ort der Einbildungskraft ein selten weites Feld eröffnete und als Inspirationsquell auf dem Gebiet des Grotesken und Makabren Beachtung verdiente.

Ich für meinen Teil war geneigt, die ganze Angelegenheit verbissen ernst zu nehmen, und begann sofort, nicht nur die Zeugenaussagen zu prüfen, sondern so viel davon zu sammeln, wie ich konnte. Ich befragte den alten Archer Harris, dem das

Haus inzwischen gehörte, viele Male, bevor er 1916 starb. Von ihm und seiner noch immer lebenden unverheirateten Schwester Alice erhielt ich eine authentische Bestätigung all der Informationen über die Familie, die mein Onkel dokumentiert hatte. Als ich sie allerdings fragte, welche Verbindung zu Frankreich oder dessen Landessprache das Haus wohl haben könnte, bekannten sie sich ebenso erstaunt und ahnungslos, wie ich es war. Archer wusste nichts, und alles, was Miss Harris beisteuern konnte, war, dass eine alte Andeutung, die ihr Großvater Dutee Harris gehört hatte, vielleicht etwas Licht in die Angelegenheit bringen könne. Der alte Seemann, der den Soldatentod seines Sohnes Welcome um zwei Jahre überlebte, hatte die Geschichte selbst nicht gekannt; doch erinnerte er sich noch an seine frühe Amme, jene Maria Robbins längst vergangener Tage – sie hatte eine dunkle Ahnung von etwas besessen, das den französischsprachigen Wahnausbrüchen von Rhoby Harris, die sie während der letzten Tage jener unglücklichen Frau so oft vernommen hatte, eine unheimliche Bedeutung verlieh. Maria war im gemiedenen Haus von 1769 bis zum Auszug der Familie im Jahre 1783 beschäftigt gewesen und hatte Mercy Dexter sterben sehen. Einmal hatte sie dem kleinen Dutee gegenüber einen reichlich merkwürdigen Umstand während Mercys letzter Augenblicke erwähnt, doch hatte der Junge bald alles darüber vergessen, außer dass es etwas Merkwürdiges gewesen war. Und die Enkelin entsann sich dieses Wenigen nur unter Mühen. Sie und ihr Bruder waren nicht so stark an dem Haus interessiert wie Archers Sohn Carrington, der gegenwärtige Eigentümer, mit dem ich nach meinem Erlebnis sprach.

Nachdem ich der Familie Harris alle verfügbaren Informationen entlockt hatte, wandte ich meine Aufmerksamkeit frühen städtischen Chroniken und Dokumenten zu, wobei ich einen gründlicheren Eifer an den Tag legte, als mein Onkel ihn zuvor bei derselben Tätigkeit gezeigt hatte. Mein Ziel war eine lückenlose Übersicht der Grundstücksgeschichte, beginnend mit seiner Besiedelung im Jahre 1636 – oder sogar noch früher,

falls sich irgendeine Legende der Narragansett-Indianer aufstöbern ließ, die die Daten ergänzte. Gleich zu Beginn fand ich heraus, dass das Land zu der langgezogenen Parzelle gehört hatte, die ursprünglich an John Throckmorton übertragen worden war; einer von zahlreichen ähnlichen Landstreifen, die an der Town Street neben dem Fluss beginnen und sich über den Hügel hinauf bis zu einer Linie erstrecken, die in groben Zügen der heutigen Hope Street entspricht. Throckmortons Parzelle ist erwartungsgemäß später mehrfach unterteilt worden und ich bemühte mich sehr, jenen Abschnitt zu ermitteln, durch den später die Back beziehungsweise Benefit Street verlief. Es war, so besagte ein Gerücht, tatsächlich der Friedhof der Throckmortons. Doch als ich die alten Dokumente eingehender durchforschte, fand ich heraus, dass die Gräber schon früher alle zum North Burial Ground an der Pawtucket West Road verlegt worden waren.

Dann stieß ich unverhofft – dank eines glücklichen Zufalls, da das Fundstück sich nicht im Hauptbestand der Dokumente befand und leicht hätte übersehen werden können – auf etwas, das mich in äußerste Spannung versetzte, da es mit verschiedenen der seltsamsten Phasen der Angelegenheit zusammenpasste. Es war der Nachweis der Verpachtung eines kleinen Grundstücks an einen Etienne Roulet und seine Frau im Jahre 1697. Nun endlich war das französische Element zum Vorschein gekommen – dies und ein weiteres, bedeutsameres Element des Schreckens, das dieser Name aus den dunkelsten Winkeln meines Geistes und meines weit gestreuten Aktenstudiums heraufbeschor – und ich suchte fieberhaft, welchen Grundriss und welche Lage das Grundstück gehabt hatte, bevor zwischen 1747 und 1758 die Back Street hindurch verlegt und dann verbreitert worden war. Ich entdeckte, was ich nahezu erwartet hatte: Dort, wo nun das gemiedene Haus stand, hatten die Roulets hinter einem einstöckigen Wohnhaus mit Dachboden einst ihren eigenen Friedhof unterhalten – und nirgends ließ sich eine Verlegung der Gräber nachweisen.

Das betreffende Dokument endete allerdings etwas wirr; ich

war genötigt, sowohl die Rhode Island Historical Society als auch die Shepley Library zu durchforsten, ehe ich, bildlich gesprochen, vor Ort eine Tür fand, zu der der Name Etienne Roulet als Schlüssel passte. Letztendlich entdeckte ich etwas, und dies war von solch unbestimmter, aber monströser Tragweite, dass ich auf der Stelle daranging, den Keller des gemiedenen Hauses erneut mit angespannter Gründlichkeit zu erforschen.

Die Roulets, so schien es, waren 1696 über die Westküste der Narragansett-Bucht aus East Greenwich hergekommen. Sie waren Hugenotten aus Caude und hatten beträchtliche Widerstände überwinden müssen, ehe der Magistrat von Providence ihnen erlaubte, sich in der Stadt niederzulassen. In East Greenwich, wohin sie 1686 nach dem Widerruf des Ediktes von Nantes gezogen waren, waren sie unbeliebt gewesen, und gerüchteweise ging der Anlass der Abneigung über schlichte rassische oder nationale Vorurteile hinaus, wie auch über die Grenzstreitigkeiten, deretwegen sich andere französische Siedler mit den Engländern befehdeten, was selbst Gouverneur Andros nicht zu unterbinden vermochte. Doch wegen ihres glühenden Protestantismus' – zu glühend, raunten einige – und ihres offensichtlichen Unglücks, nachdem man sie förmlich aus dem Dorf geprügelt hatte, gewährte man ihnen Zuflucht. Der dunkelhäutige Etienne Roulet, weniger versiert im Ackerbau als im Lesen seltsamer Bücher und im Anfertigen seltsamer Diagramme, erhielt einen Posten als Schreiber im Lagerhaus an Pardon Tillinghasts Pier, das weit südlich in der Town Street lag. Dort ereignete sich jedoch später eine Art Aufruhr – ungefähr vierzig Jahre später, nach dem Tod des alten Roulet – und danach hat niemand noch etwas von der Familie gehört.

Mehr als ein Jahrhundert lang, so hat es den Anschein, blieben die Roulets als auffälliges Phänomen im ansonsten ruhigen Leben einer neuenglischen Hafenstadt deutlich in Erinnerung und Gegenstand häufiger Gespräche. Etiennes Sohn Paul, ein mürrischer Bursche, dessen unmögliches Benehmen vermutlich den Aufruhr herausforderte, der die

Familie auslöschte, war der besondere Gegenstand von Mutmaßungen; und obwohl Providence nie den Hexenwahn seiner puritanischen Nachbarn teilte, wurde von alten Frauen offen angedeutet, dass seine Gebete weder zur rechten Zeit gesprochen noch an den rechten Empfänger gerichtet waren. All dies hat zweifellos die Grundlage zu der Geschichte abgegeben, von der Maria Robbins wusste. In welcher Beziehung es zu den französisch gesprochenen irren Reden von Rhoby Harris und denen anderer Bewohner des gemiedenen Hauses stand, das herauszufinden bleibt allein der Fantasie oder zukünftigen Nachforschungen überlassen.

Ich fragte mich, wie viele von jenen, die diese Legenden kannten, sich der zusätzlichen Verknüpfung mit dem Grauenvollen bewusst waren, die meine ausgedehnte Lektüre mir noch erschloss: jenes unheilvolle Schriftstück in den Annalen morbiden Schreckens, das von der Kreatur *Jacques Roulet aus Carude* berichtet, die anno 1598 als vom Teufel besessen zum Tode verurteilt, jedoch nachträglich vom Pariser Parlament vor dem Scheiterhaufen bewahrt und in ein Irrenhaus gesperrt wurde. Man fand ihn mit Blut und Fleischfetzen bedeckt im Wald auf, kurz nachdem zwei Wölfe einen Knaben getötet und zerrissen hatten. Einen der Wölfe sah man noch unverletzt davonhetzen. Dies war fraglos eine nette Geschichte für Abende am Kamin, und sonderbar bedeutungsvoll bezüglich des Namens und Ortes; doch ich gelangte zu dem Schluss, dass die Klatschmäuler aus Providence wohl nichts davon gewusst haben konnten. Hätten sie es gewusst, so hätte die Übereinstimmung des Namens zu handfesten und furchtgetriebenen Aktionen geführt – aber könnten nicht doch einige verstohlene Andeutungen darüber den Tumult ausgelöst haben, der die Roulets aus der Stadt fegte?

Ich besuchte den verfluchten Ort inzwischen immer häufiger, studierte die ungesunde Vegetation des Gartens, untersuchte sämtliche Mauern des Gebäudes und brütete über jedem Quadratzentimeter des Kellerbodens aus gestampfter Erde. Schließlich ließ ich mit Carrington Harris' Erlaubnis einen

passenden Schlüssel zu der unbenutzten Tür anfertigen, die vom Keller unmittelbar auf die Benefit Street hinausging, denn ich bevorzugte einen direkteren Zugang zur Außenwelt als ihn die dunkle Stiege, die Eingangshalle und die Haustür bieten konnten. Dort unten, wo das Üble am dichtesten lauerte, suchte und stöberte ich lange Nachmittage herum, während das Sonnenlicht durch die Ritzen der spinnwebenverhangenen, ebenerdigen Tür sickerte, die mich wenige Meter entfernt mit der ruhigen Straße verband. Meine Mühen wurden nicht belohnt, ich fand nichts Neues – nur dieselbe Muffigkeit und vage Anflüge von widerlichen Gerüchen und salpetrige Umriss auf dem Boden – und ich stelle mir vor, dass zahlreiche Fußgänger mir neugierig durch die zerbrochenen Scheiben zugeschaut haben müssen.

Schließlich entschied ich auf Anregung meines Onkels, den Ort während der Nacht aufzusuchen. In einer stürmischen Mitternacht ließ ich den Strahl einer elektrischen Taschenlampe über den modrigen Boden mit seinen unheimlichen Konturen und missgebildeten, halb phosphoreszierenden Pilzgewächsen wandern. Die Stätte bedrückte mich an jenem Abend auf seltsame Weise und eine Vorahnung beschlich mich, als ich inmitten der weißlichen Ablagerungen eine besonders scharfe Abbildung der ›zusammengekauerten Gestalt‹ sah oder zu sehen glaubte, an die ich mich aus meiner Kindheit erinnerte. Ihre Deutlichkeit war überraschend und unerhört – und während ich sie betrachtete, vermeinte ich, wieder die dünne, gelbliche, schimmernde Ausdünstung zu beobachten, die mich an jenem regnerischen Nachmittag vor so vielen Jahren mit Angst erfüllt hatte.

Sie stieg über dem menschenförmigen Schimmelfleck am Kamin auf: eine feine, kränkliche, beinahe durchscheinende Schwade, die, während sie zitternd in der klammen Luft hing, vage und schockierend Andeutungen einer Gestalt bildete, die allmählich in nebulöser Fäulnis verwehte und, einen ekligen Gestank hinter sich herziehend, in die Schwärze des großen Kamins abzog. Es war wirklich grausig, umso mehr im Lichte

dessen, was ich über den Ort wusste. Meinen Fluchtimpuls unterdrückend, beobachtete ich, wie der Schwaden verschwand – und während ich hinsah, fühlte ich, dass er mich seinerseits gierig aus Augen beobachtete, die eher erahnbar als sichtbar waren.

Als ich meinem Onkel davon erzählte, war er äußerst aufgewühlt, und nach einer nervösen Stunde des Nachdenkens traf er einen endgültigen und folgenschweren Entschluss. Indem er die Bedeutung der Angelegenheit und unsere Beziehung dazu abgewogen hatte, forderte er, dass wir den Schrecken des Hauses während einer oder mehrerer gemeinsamer mühevoller Nachtwachen in jenem modrigen und pilzverseuchten Keller stellen und, falls möglich, vernichten sollten.

IV

Nachdem wir Carrington Harris gebührend verständigt hatten, ohne jedoch Andeutungen darüber zu verlieren, was wir zu finden erwarteten, trugen mein Onkel und ich am Mittwoch, dem 25. Juni 1919, zwei Campingstühle und ein zusammenklappbares Feldbett in das gemiedene Haus, außerdem einige wissenschaftliche Geräte, die schwer und kompliziert waren. Diese stellten wir tagsüber im Keller auf, klebten die Fenster mit Papier ab und planteten, am Abend zu unserer ersten Nachtwache zurückzukehren. Wir hatten die Tür zwischen Keller und Erdgeschoss abgesperrt; und da wir einen Schlüssel zur Außentür des Kellers besaßen, waren wir bereit, unsere teure und empfindliche Apparatur – die wir heimlich und unter großen Kosten beschafft hatten – so viele Tage lang dort zu lassen, wie wir unsere Nachtwachen würden fortsetzen müssen. Gemeinsam wollten wir bis spät in die Nacht wach bleiben und dann einzeln im Zwei-Stunden-Turnus aufpassen, zuerst ich und dann mein Gefährte; der Pausierende sollte auf dem Feldbett ruhen.

Die Selbstverständlichkeit, mit der mein Onkel die Instru-

mente aus den Laboren der Brown University und aus der Cranston Street Armory besorgt hatte und die Leitung unseres Unterfangens übernahm, veranschaulichte deutlich die Vitalität und Energie des einundachtzigjährigen Mannes. Elishu Whipple hatte selbst immer nach den Gesundheitsvorschriften gelebt, die er als Arzt gepredigt hatte, und wäre es nicht zu den späteren Vorfällen gekommen, so würde er noch heute im Vollbesitz seiner Kräfte unter uns weilen. Nur zwei Menschen ahnten etwas davon, was geschehen würde – Carrington Harris und ich selbst. Ich musste Harris einweihen, denn er war der Eigentümer des Hauses und er besaß ein Recht, zu wissen, was sich daraus verflüchtigt hatte. Außerdem hatten wir vor unserer Untersuchung mit ihm gesprochen, und nach dem Tod meines Onkels spürte ich, dass er Verständnis aufbringen und mir bei einigen notwendigen öffentlichen Erklärungen zur Seite stehen würde. Er wurde sehr blass, erklärte sich jedoch bereit, mir zu helfen, und entschied, dass es nunmehr nicht länger gefährlich sei, das Haus zu vermieten.

Zu behaupten, wir seien in jener regnerischen Nacht des Wachehaltens nicht nervös gewesen, wäre eine ebenso schamlose wie lächerliche Untertreibung. Wie schon gesagt, kindisch abergläubisch waren wir ganz und gar nicht, doch wissenschaftliche Studien und Überlegungen hatten uns gelehrt, dass das bekannte Universum der drei Dimensionen nur einen Bruchteil des gesamten Kosmos aus Materie und Energie umfasst. In diesem Fall verwies das erdrückende Gewicht des Beweismaterials aus zahlreichen authentischen Quellen auf die zählebige Existenz gewisser Kräfte von großer Macht und unfassbarer Bösartigkeit. Zu sagen, dass wir tatsächlich an Vampire oder Werwölfe glaubten, wäre zu einfach. Eher müsste es heißen, dass wir die Existenz unbekannter Varianten von Lebensenergie und flüchtiger Materie nicht ausschlossen, die zwar im dreidimensionalen Raum höchst selten vorkommen, jedoch der Grenze zu unserer eigenen Welt nahe genug sind, um sich manchmal zu manifestieren – wir dürfen aber, in Ermangelung des geeigneten Überblicks, wohl niemals hoffen, sie je zu verstehen.

Kurzum, mein Onkel und ich glaubten an einen schleichend tätigen Einfluss im gemiedenen Haus, der auf den einen oder anderen der missliebigen französischen Siedler zwei Jahrhunderte zuvor zurückging und infolge seltener und unbekannter Bewegungsgesetze von Atomen und Elektronen noch immer aktiv war. Dass die Familie Roulet eine eigentümliche Neigung zu äußeren Bezirken des Daseins besaß – dunklen Sphären, die gewöhnlichen Menschen nur Abscheu und Schrecken einflößen –, schien ihre schriftlich überlieferte Geschichte zu belegen. Konnte es dann nicht sein, dass die Tumulte jener längst vergangenen 1730er Jahre im krankhaften Hirn eines oder mehrerer von ihnen – besonders dem des finsternen Paul Roulet – gewisse kinetische Abläufe ausgelöst hatten, die in den ermordeten Körpern überlebten und in irgendeinem viel-dimensionalen Raum entlang der ursprünglichen Kraftlinie weiterhin wirkten, in Gang gesetzt von einem rasenden Hass auf die Gemeinschaft, die ihren Tod verursacht hatte?

Ein solcher Vorgang war sicherlich keine Unmöglichkeit, wenn man ihn im Licht der neueren Wissenschaft betrachtete, zu der die Relativitätstheorie und die Quantenmechanik gehören. Man könnte sich ohne Weiteres einen fremden Materie- oder Energiekern vorstellen, der sich durch langsame, unstoffliche Aneignung von der Lebenskraft und den Leibes-säften anderer, fassbarer Daseinsformen am Leben erhält, in sie eindringt und mit deren stofflicher Struktur bisweilen vollkommen verschmilzt. Er könnte aktiv feindselig sein oder lediglich gesteuert von blinden Selbsterhaltungstrieben. In jedem Fall müsste solch ein Ungeheuer in unserem System der Dinge notwendigerweise eine Anomalie und ein Eindringling sein, dessen Zerstörung die wichtigste Pflicht eines jeden Menschen darstellt, der kein Feind allen Lebens dieser Welt und ihres geistigen Heils ist.

Uns verunsicherte, dass wir absolut nicht wussten, wie wir uns des Dings erwehren konnten. Kein geistig gesunder Mensch hatte es jemals gesehen, und nur wenige es deutlich gespürt. Es konnte reine Energie sein – eine ätherische Existenz außerhalb

der materiellen Welt – oder teilweise fassbar; irgendeine unbekannte und konturlose, veränderliche Masse mit der Fähigkeit, sich nach Belieben den festen, flüssigen oder gasförmigen Aggregatzuständen zu nähern. Der menschenförmige Schimmelfleck auf dem Boden, die Form des gelblichen Dunstes und die Krümmung der Baumwurzeln in den alten Geschichten, all dies sprach für eine zumindest entfernte Verbindung zur menschlichen Gestalt; doch wie groß oder unveränderlich diese Ähnlichkeit sein mochte, das konnte niemand auch nur halbwegs sicher sagen.

Wir hatten zwei Waffen gewählt, um es zu bekämpfen; eine große und eigens modifizierte Crookes'sche Röhre, die von starken Akkumulatoren gespeist wurde und mit besonderen Schirmen und Reflektoren ausgestattet war, für den Fall, dass es sich als unstofflich erwies und nur mit hochzerstörerischer Ätherwellenbestrahlung vernichtet werden konnte, sowie zwei Armeeflammenwerfer, wie sie im Weltkrieg eingesetzt worden waren, falls es teilweise stofflich war und es sich mechanisch zerstören ließ – denn gleich den abergläubischen Bauern aus Exeter waren wir gerüstet, dem Ding das Herz auszubrennen, sofern es ein Herz zum Verbrennen besaß.

Diese Angriffsapparate bauten wir im Keller auf und berücksichtigten besonders jene Stelle vor dem Kamin, wo der Schimmel sonderbare Formen hervorgebracht hatte – doch dieser Fleck war nur schwach sichtbar, auch als wir am selben Abend zurückkehrten, um unsere Nachtwache anzutreten. Einen Moment lang zweifelte ich daran, dass ich ihn überhaupt jemals in der deutlicher gezeichneten Form gesehen hatte – doch dann erinnerte ich mich an die Legenden.

Unsere Wacht im Keller begann um zehn Uhr abends, und während sie sich hinzog, geschah nichts Besonderes. Ein schwaches Glimmen der regenumpeitschten Straßenlaternen, das von draußen hereinsickerte, und eine schwächliche Phosphoreszenz der widerwärtigen Schwämme im Kellerinneren enthüllten die tropfenden Mauersteine, deren Kalkanstrich völlig verschwunden war, ebenso den klammen, stinkenden

und mehлтаubedeckten Erdboden mit seinen obszönen Pilzwächsen, die vor sich hin modernden Überreste von Hockern, Stühlen und Tischen und weiteres formloses Mobiliar, die schweren Bodendielen und massiven Balken des Erdgeschosses über uns, die altersschwache Brettertür, die zu Verschlägen und Kammern unterhalb weiterer Abschnitte des Hauses führte, die zerbröckelnde Steintreppe mit ihrem morschen Holzgeländer und den klobigen, grottenartigen Kamin aus geschwärzten Ziegeln, wo rostige Eisenfragmente das einstmalige Vorhandensein von Haken, Kaminböcken, Bratspieß, Kesselhalterung und einer Ofentür bezeugten – all diese Dinge sowie unser nüchternes Feldbett mit den Stühlen und die komplizierten Vernichtungsinstrumente, die wir hergebracht hatten.

Ebenso wie ich es bereits bei meinen früheren Untersuchungen getan hatte, ließen wir die Tür zur Straße unverschlossen, damit uns ein schneller Fluchtweg offenstand, falls sich etwas manifestieren sollte, gegen das wir nicht ankamen. Wir bauten darauf, dass unser anhaltender nächtlicher Besuch die übelwollende, lauernde Präsenz hervorlocken würde und dass wir dieses Etwas mit dem einen oder anderen von uns vorgesehenen Mittel unschädlich machen könnten, sobald wir es erst erkannt und genügend beobachtet hätten. Wie lange es dauern würde, das Ding heraufzubeschwören und zu vernichten, wussten wir jedoch nicht. Uns war ebenso bewusst, dass unser Abenteuer alles andere als ungefährlich war; denn welche Kräfte das Ding gegen uns aufzubieten vermochte, konnte niemand vorhersagen. Doch wir glaubten, das Spiel sei den Einsatz wert, und ließen uns ohne zu zögern darauf ein: im vollen Bewusstsein, dass die Inanspruchnahme fremder Hilfe uns nur der Lächerlichkeit preisgeben und womöglich unser gesamtes Vorhaben vereiteln würde. Dementsprechend war unsere Stimmung, während wir uns bis tief in die Nacht unterhielten, und als ich die wachsende Müdigkeit meines Onkels bemerkte, forderte ich ihn auf, sich zu seinem zweistündigen Schlaf niederzulegen.

So etwas wie Furcht beschlich mich, als ich während der frühen Morgenstunden einsam dort saß – Ich sage einsam,

denn wer neben einem Schlafenden sitzt, ist in der Tat einsam; vielleicht einsamer, als ihm bewusst ist. Mein Onkel atmete mühsam, seine tiefen Atemzüge wurden vom rauschenden Regen draußen begleitet und untermalt von dem nervenzermürbenden Geräusch tropfenden Wassers irgendwo in den Eingeweiden des Hauses – dies war selbst bei trockenem Wetter widerlich feucht, bei diesem Sturm wurde es jedoch regelrecht zu einem Sumpf. Ich studierte das lockere, alte Mauerwerk im Schein der Schwämme und des schwachen Lichtschimmers, der sich von der Straße durch die zugeklebten Fenster hereinstahl. Einmal, als die ungesunde Atmosphäre meiner Umgebung mich zu ersticken drohte, zog ich die Tür auf und schaute die Straße hinauf und hinab und ließ meine Augen sich an vertrauten Anblicken und meine Nase an der frischen Luft erholen. Noch immer geschah nichts, das mein Wachen belohnte, und ich gähnte ein ums andere Mal, die Müdigkeit verdrängte die Furcht.

Dann fiel mir der unruhige Schlaf meines Onkels auf. Er hatte sich mehrmals ruhelos auf seinem Feldbett hin und her gewälzt, nun jedoch atmete er äußerst unregelmäßig und stieß gelegentlich einen tiefen Seufzer aus, der in mehr als nur einer Hinsicht an ein ersticktes Stöhnen gemahnte. Ich richtete das Licht der Taschenlampe auf ihn und fand sein Gesicht abgewandt, deshalb erhob ich mich und ging auf die andere Seite des Feldbettes. Abermals richtete ich das Licht auf ihn, um zu schauen, ob er vielleicht irgendwelche Schmerzen habe.

Was ich sah, ging mir unerwartet stark an die Nerven, wenn man bedenkt, wie banal es eigentlich war. Wahrscheinlich war es bloß die Verknüpfung einer ungewöhnlichen Beobachtung mit dem düsteren Gepräge der Umgebung und unserer Aufgabe, denn was ich sah, war an sich nicht furchterregend oder unnatürlich. Es war nur, dass der Gesichtsausdruck meines Onkels – von sonderbaren Träumen gezeichnet, die fraglos durch unsere Situation hervorgerufen wurden – starke Aufgewühltheit verriet und so gar nicht zu ihm passte. Gewöhnlich wirkte sein Gesicht freundlich, höflich gelassen, doch nun

schiene eine Vielzahl unterschiedlichster Gefühle in ihm zu kämpfen. Ich glaube, alles in allem war es diese *Unterschiedlichkeit*, die mich am meisten verstörte. Während er immer unruhiger keuchte und sich herumwarf, jetzt mit offenen Augen, schien mein Onkel nicht nur eine einzige, sondern viele Personen gleichzeitig zu sein, was eine sonderbare Selbstentfremdung vermuten ließ.

Unvermittelt murmelte er, und während er sprach, behagte mir das Aussehen seines Mundes und seiner Zähne ganz und gar nicht. Zuerst waren die Worte nicht unterscheidbar, doch dann verstand ich einige von ihnen. Eiskalte Furcht erfüllte mich, bis ich mich der umfassenden Bildung meines Onkels entsann und seiner zahllosen Übersetzungen anthropologischer und archäologischer Artikel aus der *Revue des Deux Mondes*. Denn der ehrwürdige Elihu Whipple murmelte auf Französisch, und die wenigen Sätze, die ich heraushörte, schienen mit den finstersten Mythen zusammenzuhängen, die in der berühmten Pariser Zeitschrift jemals abgehandelt worden waren.

Plötzlich trat Schweiß auf die Stirn des Schläfers und er fuhr unvermittelt hoch, halb erwacht. Das französische Kauderwelsch mündete in einen Aufschrei auf Englisch, »Ich erstickte, ich erstickte!«.

Dann erwachte er völlig und die verzerrte Miene entspannte sich zu seinem gewohnten Gesichtsausdruck. Mein Onkel ergriff meine Hand und begann einen Traum zu erzählen, dessen verborgenen Sinn ich allenfalls ehrfürchtig errahnen konnte.

Er sei, berichtete er, aus einer gewöhnlichen Folge von Traumbildern in eine Szenerie hinübergedrftet, deren Fremdartigkeit mit nichts in Verbindung stand, worüber er je gelesen hatte. Sie war von dieser Welt, und auch wieder nicht – ein schattenhaftes geometrisches Durcheinander, in dem sich Bestandteile vertrauter Dinge in neuen und verstörenden Zusammenstellungen abzeichneten. Andeutungen merkwürdig verschobener Bilder, die einander überlagerten; eine Anordnung, in der die Grundbedingungen von Zeit und Raum aufgelöst und widersinnig vermenget schienen. In diesem

kaleidoskopischen Strudel irrealer Anblicke blitzten gelegentliche Schnappschüsse auf, falls man diesen Ausdruck anwenden kann, von gestochener Schärfe und rätselhafter Mischung.

Einmal glaubte mein Onkel, er liege in einer flüchtig ausgehobenen Grube und eine Ansammlung wütender, von zottigen Locken und Dreispitzhüten umrahmter Gesichter starre auf ihn herab. Dann wieder schien er sich im Inneren eines Hauses zu befinden – ein offenbar altes Haus –, aber die Einzelheiten und die Bewohner verwandelten sich ständig, und er konnte sich der Gesichter und der Einrichtung nie sicher sein, ja sogar kaum der ihn umgebenden vier Wände, da Türen und Fenster sich ebenso im Fluss befanden wie die beweglichen Gegenstände.

Es war seltsam – verdammt seltsam – und mein Onkel wurde fast verlegen, als fürchtete er, ich glaube ihm nicht, als er erklärte, dass viele der fremden Gesichter unverkennbar die Züge der Harris-Familie aufgewiesen hätten. Und die ganze Zeit über würgte ihn ein Gefühl des Erstickens, so als habe sich eine allgegenwärtige Präsenz in seinem Körper ausgebreitet und danach getrachtet, sich seiner Lebensfunktionen zu bemächtigen. Ich schauderte bei dem Gedanken, wie diese Lebensfunktionen, die nach einundachtzig Jahren ununterbrochener Tätigkeit zwar abgenutzt waren, gegen unbekannte Kräfte ankämpften, die selbst der jüngste und stärkste Organismus fürchten musste – doch im nächsten Augenblick bedachte ich, dass Träume eben nur Träume sind und dass diese beunruhigenden Visionen wohl nicht mehr als die Reaktion meines Onkels auf die Erfahrungen sein konnten, die in letzter Zeit unsere Gemüter erfüllt und alles andere daraus verdrängt hatten.

Der Verlauf unserer Unterhaltung trug dazu bei, meine Beklemmung zu zerstreuen, und kurz darauf gab ich meiner Müdigkeit nach und legte mich schlafen. Mein Onkel schien jetzt völlig munter zu sein und trat seinen Teil der Wache bereitwillig an, obwohl der Albtraum ihn weit vor Ablauf der ihm zustehenden zwei Stunden aus dem Schlummer gerissen hatte.

Der Schlaf umfing mich schnell und ich wurde sofort von verstörenden Träumen heimgesucht. Ich verspürte eine kosmische und abgrundtiefe Einsamkeit, und Hass gegen mich drang von allen Seiten auf das Gefängnis ein, in dem ich festgehalten wurde. Ich schien gefesselt und geknebelt zu sein und wurde verhöhnt mit gellenden Schreien einer fernen Menschenmenge, die mein Blut wollte. Das Gesicht meines Onkels erschien vor meinen Augen, löste jedoch weniger angenehme Empfindungen in mir aus als in meinen wachen Stunden, und ich entsinne mich vieler vergeblicher Versuche, meine Fesseln abzustreifen und zu schreien. Es war kein angenehmer Schlaf und im ersten Moment bedauerte ich den widerhallenden Schrei nicht, der die Schranken dieses Schlummers durchbrach und mich in einen kristallklaren und überraschten Wachzustand riss, in dem jeder mir vor Augen stehende Gegenstand sich mit unnatürlicher Schärfe und Wirklichkeitstreue abzeichnete.

V

Ich hatte mit dem Gesicht vom Sitzplatz meines Onkels abgekehrt gelegen, sodass ich beim abrupten Erwachen erst nur die Tür zur Straße sah, das weiter nördlich gelegene Fenster und die Mauer, den Boden und die Decke im nördlichen Teil des Raumes, alles mit krankhafter Deutlichkeit von einem Licht in mein Hirn gebrannt, das heller war als das Glühen der Schimmelpilze oder die von draußen hereinfallende Straßenbeleuchtung. Es war kein helles Licht, mit Sicherheit nicht annähernd hell genug, um in einem Buch zu lesen. Doch es warf meinen Schatten und den des Feldbettes auf den Boden und besaß eine gelbliche, durchdringende Intensität, die auf Dinge schließen ließ, die machtvoller waren als bloßes Licht.

Dies nahm ich mit ungesunder Schärfe wahr, obwohl zwei meiner übrigen Sinne stark angegriffen wurden. Denn in meinen Ohren wütete noch der Nachklang jenes erschreckenden

Schreis, während meine Nase sich gegen den Gestank empörte, der auf mich eindrang. Mein Geist, so wach wie meine Sinne, erkannte die ungewohnte Bedrohung und nahezu automatisch sprang ich auf und griff nach den Vernichtungsgeräten, die wir auf den Schimmelfleck vor dem Kamin gerichtet hatten. Als ich mich umwandte, fürchtete ich den Anblick, der sich mir bieten mochte, denn der Schrei war von meinem Onkel ausgestoßen worden und ich wusste nicht, gegen welche Bedrohung ich ihn und mich selbst würde verteidigen müssen.

Dennoch war der Anblick schlimmer, als ich befürchtet hatte. Es gibt Schrecken jenseits aller Schrecken, und dieser zählte zum innersten Mark aller nur erträumbaren Abscheulichkeit, die sich der Kosmos vorbehält, um einige wenige Glücklose und Verfluchte dem Verderben zu weihen. Aus der schimmelverseuchten Erde quoll ein dampfendes Leichenlicht hervor, gelb und krankhaft, das zu immenser Höhe emporbrodelte. Vage formten sich halb menschliche, halb monströse Umrisse, durch die ich den Kamin und den Rauchabzug dahinter erkennen konnte. Es bestand ganz aus Augen – wölfisch und hämisch – und der runzlige insektenhafte Kopf löste sich an der Spitze in einer dünnen Nebelschwade auf, die sich stinkend kräuselte und schließlich den Kamin hinaufzog und im Rauchfang verschwand.

Ich sage, dass ich das Ding sah, doch erst jetzt in der Erinnerung erkenne ich seine verteufelte Annäherung an eine Gestalt. In jenen Minuten war es für mich nur eine wabernde, trüb phosphoreszierende Wolke modriger Abscheulichkeit, die das einzige Objekt, dem meine Aufmerksamkeit galt, einhüllte und zu einer widerlichen Teigigkeit auflöste. Dieses Objekt war mein Onkel – der ehrwürdige Elihu Whipple. Mit schwarz verwesenden Gesichtszügen stierte er mich an und redete geifernd auf mich ein – während er triefende Klauen nach mir ausstreckte, um mich in den Wahnwitz hineinzuzerren, den dieses Grauen entfesselt hatte.

Es war eine unbewusste Reaktion, die mich vor dem Irrewerden bewahrte. Ich hatte mich auf den kritischen Augenblick

intensiv vorbereitet und blindes Training kam mir nun zur Rettung. Indem ich erkannte, dass dem wallenden Übel weder Materie noch stoffliche Chemie etwas anhaben konnte, ignorierte ich den Flammenwerfer, der zu meiner Rechten stand, aktivierte stattdessen den Apparat mit der Crookes'schen Röhre und lenkte die stärksten Ätherwellen, die menschliche Erfindungsgabe aus den Räumen der Natur gewinnen kann, auf jenes unvergesslich blasphemische Schauspiel. Es entstand ein bläulicher Nebel und ein irrwitziges Gezisch, und die gelbliche Phosphoreszenz trübte sich vor meinen Augen. Doch ich bemerkte, die Trübung war nur ein Kontrasteffekt und die Wellen aus der Maschine erzielten nicht die geringste Wirkung.

Und dann, im Zentrum dieses dämonischen Spektakels, erblickte ich einen neuerlichen Schrecken, der Schreie auf meine Lippen riss und mich tastend und taumelnd zur unversperrten Tür jagte, die auf die ruhige Straße führte, nicht achtend, welch abnorme Furchtbarkeiten ich auf die Menschheit losließ. Inmitten des trüben blau-gelben Gewölks begann sich die Gestalt meines Onkels abscheulich zu verflüssigen, eine Merkwürdigkeit, die sich jeder Beschreibung entzieht. Über sein vergehendes Gesicht huschte ein solcher Reigen wechselnder Physiognomien, wie ihn nur Wahnsinn ausbrüten kann. Er war zugleich ein Teufel und mehrere Menschen, ein Leichenhaus und eine Herrlichkeit. Erhellte von den vermischten und unsteten Lichtstrahlen, wechselte jenes glibberige Antlitz den Ausdruck dutzendmal – vierzigmal – hundertmal, und grinsend sank es auf einen Menschenkörper nieder, der dahinschmolz wie Talg, das groteske Ebenbild ganzer Heerscharen, die mir fremd und doch bekannt waren.

Ich erblickte die Gesichtszüge der Harris-Sippe, männlich und weiblich, erwachsen und kindlich, sowie weitere alte und junge Gesichter, ordinäre und kultivierte, vertraute und unvertraute. Eine Sekunde lang blitzte die entartete Kopie eines Portraits der armen Rhoby Harris auf, die ich im Museum der School of Design gesehen hatte, und ein anderes Mal glaubte ich, das grobknochige Antlitz von Mercy Dexter zu sehen, wie

ich es von einem Gemälde in Carrington Harris' Haus her in Erinnerung hatte. Es war grässlich, jenseits aller Vorstellung.

Am Ende, als sich auf dem verpilzten Boden eine Lache aus grünlichem Fett ausbreitete und dicht darüber eine absonderliche Mischung aus Dienstboten- und Säuglingsgesichtern aufflackerte, schien es, als ob die wechselnden Fratzen darum kämpften, Züge zu formen, die dem gütigen Gesicht meines Onkels glichen. Ich möchte gern glauben, dass er in jenem Moment noch gegenwärtig war und dass er versuchte, von mir Abschied zu nehmen. Es scheint mir, als habe ich selbst ein »Lebewohl« aus meiner trockenen Kehle gewürgt, während ich auf die Straße hinaustaumelte und mir ein dünner Faden aus geschmolzenem Fett durch die Tür auf den regenüberfluteten Gehsteig nachlief.

Der Rest ist schattenhaft und monströs. Niemand ließ sich auf der nassen Straße blicken und es gab niemanden, dem ich mich um welchen Preis auch immer hätte anvertrauen mögen. Ziellos ging ich in südliche Richtung, vorbei am College Hill und am Athenäum, die Hopkins Street hinab und über die Brücke hinweg bis in das Geschäftsviertel, wo hohe Gebäude mich zu bewachen schienen, ganz so wie die modernen materiellen Dinge die Welt vor uraltem und ungesundem Aberglauben beschützen.

Inzwischen dämmerte im Osten diesig der graue Morgen herauf, schälte den archaischen Hügel und die ehrwürdigen Kirchtürme aus dem Zwielflicht und winkte mich zu dem Ort, wo meine schreckliche Aufgabe noch der Vollendung harrete. Schließlich ging ich im frühen Licht des neuen Tages zurück, durchnässt, ohne Hut und benommen, und durchschritt jene entsetzliche Tür in der Benefit Street, die ich angelehnt gelassen hatte – sie schwang noch immer geheimnisvoll hin und her, direkt vor den Augen der Frühaufsteher unter den Anwohnern, mit denen ich kein Wort zu wechseln wagte.

Das Fett war verschwunden, versickert im porösen Schimmelboden. Vor dem Kamin fand sich keinerlei Überrest der großen, zusammengekauerten Silhouette aus Salpeter. Ich

blickte auf das Feldbett, die Stühle, die Instrumente, meinen liegengelassenen Hut und den gelben Strohhut meines Onkels. Ich war völlig benommen und konnte mich kaum entsinnen, was Traum gewesen war und was Wirklichkeit. Dann tröpfelte die Erinnerung in meine Gedanken und ich wusste, dass ich Dinge gesehen hatte, die grauenerregender waren, als ich es mir jemals erträumt hätte.

Ich setzte mich hin und versuchte mir zusammenzureimen, was nun eigentlich passiert war und wie ich dem Schrecken ein Ende bereiten könne, falls er denn tatsächlich real gewesen war. Es schien weder aus Materie noch aus Äther oder sonst irgendetwas zu bestehen, das ein sterbliches Hirn sich vorzustellen vermag. Was aber konnte es sonst sein außer irgendeiner nichtweltlichen Ausdünstung – ein vampirischer Dunst, wie er laut den Erzählungen der Exeter-Bauern bestimmte Kirchhöfe heimsucht?

Dies, das fühlte ich, war der Schlüssel. Wieder sah ich auf den Boden vor dem Kamin, wo Schimmel und Salpeter zuvor diese absonderliche Form angenommen hatten. Nach zehn Minuten gelangte ich zu einem Entschluss, ergriff meinen Hut und trat den Weg nach Hause an. Nachdem ich gebadet und etwas gegessen hatte, bestellte ich per Telefon eine Spitzhacke, einen Spaten, eine Militärgasmaske und sechs Ballonflaschen mit Schwefelsäure, die alle am kommenden Morgen vor die Kellertür des gemiedenen Hauses in der Benefit Street gebracht werden sollten. Anschließend versuchte ich zu schlafen, doch da dies misslang, verbrachte ich die Stunden mit Lesen und dem Verfassen sinnloser Verse, um meine gedrückte Stimmung zu vertreiben.

Um elf Uhr am Vormittag des nächsten Tages begann ich zu graben. Die Sonne schien hell, und darüber war ich froh. Ich war immer noch allein, denn so sehr ich das unbekanntes Grauen fürchtete, das ich aufspüren wollte, mehr Angst empfand ich bei dem Gedanken, jemandem davon zu erzählen. Später weihte ich Harris ein, doch nur weil es unumgänglich war und weil er von den alten Leuten seltsame Geschichten gehört

hatte, was seine Bereitschaft, mir zu glauben, zumindest minimal erhöhte.

Als ich die stinkende schwarze Erde vor dem Kamin aushob und mein Spaten den weißen Pilzgeschwüren, die er zerschnitt, ein zähes, eitergelbes Sekret entlockte, zitterte ich bei der dunklen Vorstellung, was ich zutage fördern mochte. Manche Geheimnisse unter der Erdoberfläche sind der Menschheit nicht zuträglich, und dies schien eines davon zu sein.

Meine Hand zitterte merklich, doch ich grub weiter. Nicht lange, und ich stand in einem großen Loch, das ich ausgehoben hatte. Mit der stetigen Vertiefung der Grube, die knapp zwei Meter im Quadrat maß, verdichtete sich der üble Geruch, und ich verlor jeglichen Zweifel an meiner bevorstehenden Berührung mit dem höllischen Ding, dessen Ausdünstungen das Haus anderthalb Jahrhunderte lang mit seinem Fluch durchtränkt hatten. Ich fragte mich, wie es wohl aussah. Welche Gestalt und Substanz wies es auf? Und welche Größe mochte es erreicht haben, nachdem es sich Generationen lang an fremden Leben gemästet hatte?

Zuletzt kletterte ich aus der Grube heraus und verteilte die aufgeschüttete Erde, ehe ich die großen Ballonflaschen voll Säure an zwei Seiten des Lochs aufstellte, sodass ich sie bei Bedarf schnell nacheinander über den Grubenrand hinweg entleeren konnte. Anschließend häufte ich an den anderen beiden Seiten Erde an, jetzt arbeitete ich langsamer und setzte die Gasmasken auf, da der Gestank beständig zunahm. Meine Nähe zu dem namenlosen Ding am Grund dieses Erdlochs raubte mir beinahe die Nerven.

Plötzlich traf mein Spaten auf etwas Weicheres als Erde. Ich schauderte und wollte schon aus der Grube steigen, in der ich jetzt tief bis zum Hals stand. Doch dann kehrte mein Mut zurück und ich scharrte im Schein der Stablampe, die ich besorgt hatte, weiter. Die Oberfläche, die ich freilegte, war fischartig und glasig – eine Art halbverwesten, geronnenen Gallerts von schwacher Durchsichtigkeit. Ich scharrte weiter und erkannte, dass sie eine Form besaß. Ein Teil der Substanz

war ineinandergefaltet und legte eine längliche Öffnung bloß. Diese ließ ein großes und ungefähr zylindrisches Objekt erkennen, das wirkte wie ein mammutgleiches, leicht blauweißes, gekrümmtes Ofenrohr mit einem Durchmesser, der an seiner dicksten Stelle deutlich mehr als einen halben Meter betrug.

Ich grub zuerst weiter, doch plötzlich sprang ich aus der Grube, nur weg von dem obszönen Wesen. Wie besessen entstöpselte ich die schweren Ballonflaschen und kippte sie um und ließ ihren ätzenden Inhalt Flasche für Flasche jenen Kadaverschacht hinabfluten, auf die unvorstellbare Abnormität, deren titanischen *Ellbogen* ich erblickt hatte.

Den blendenden Mahlstrom grünlich gelben Qualms, der taifunartig aus dem Loch emporwirbelte, als die Säureströme abwärtsschäumten, werde ich nie vergessen. Den ganzen Hügel hinauf und hinab erzählen die Anwohner vom Gelben Tag, als giftige und grauenvolle Dämpfe von dem Fabrikmüll aufstiegen, der in den Providence River entsorgt wurde, doch ich weiß, wie gründlich sie sich in Bezug auf deren Ursprung irren. Auch erzählen sie von dem abscheulichen Brüllen, das zur selben Zeit von einer defekten unterirdischen Wasser- oder Gasleitung ausging – ich könnte sie auch darin berichtigen, falls ich es wagte.

Es war unsagbar schockierend, und ich weiß nicht, wie ich es überhaupt überlebte. Ich verlor die Besinnung, nachdem die vierte Ballonflasche geleert war und die Dünste durch meine Maske eindringen, doch als ich wieder zu mir kam, sah ich, dass dem Loch keine frischen Dampfschwaden mehr entquollen.

Die beiden noch übrigen Flaschen goss ich ohne spürbare Wirkung aus, und nach einer Weile hielt ich es für vertretbar, die Erde zurück in die Grube zu schippen. Es dämmerte bereits, ehe es vollbracht war, doch die Angst hatte den Ort verlassen. Die Feuchtigkeit stank weniger und die seltsamen Pilzgewächse waren alle zu einer Art grauen Pulvers verdorrt, das wie Asche über den Boden wehte.

Einer der verborgenen Schrecken aus den Tiefen der Erde war für immer vernichtet und falls es eine Hölle gibt, so hat sie

endlich die dämonische Seele eines unheiligen Wesens verschlungen. Als ich die letzte Schaufel voll Erde festklopfte, vergoss ich die ersten von vielen Tränen, mit denen ich dem Andenken meines geliebten Onkels Tribut zollte.

Im folgenden Frühling spross im Terrassengarten des gemiedenen Hauses kein bleiches Gras und kein bizarres Unkraut mehr, und wenig später vermietete Carrington Harris das Anwesen. Es wirkt noch immer gespenstisch, doch seine Fremdartigkeit fasziniert mich. Wird es einmal abgerissen werden, um einem Laden für billigen Schnickschnack oder einem tristen Mietshaus zu weichen, wird sich ein seltsames Bedauern in meine Erleichterung stellen. Die kahlen alten Bäume im Hof tragen jetzt kleine süße Äpfel und letztes Jahr nisteten die Vögel in ihren knorrigen Zweigen.

Das gemiedene Haus. ›The Shunned House‹.

© 1928 by *The Recluse Press. Aus dem Amerikanischen von A. F. Fischer*

© dieser Ausgabe 2007 by Festa Verlag, Leipzig.